

Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Guggenberger.

Der Stocker wartete gelassen. Plötzlich drehte sich der Götti scharf nach ihm um und sagte böse und grob: „Viel hast Du in dieser Stube allweg nicht verloren. Mit dem, was Du meinst, ist es ein für allemal nichts.“

Der Andere ließ sich indes nicht einschüchtern. „Um, man darf doch mit den Leuten reden, man redet ja mit dem Vieh auch. Und eine besondere Ehre ist es eineweg nicht, wenn vermögliche Verwandte nicht einmal im Stande sind, so einen Würzel am Leben zu erhalten.“

Der Götti öffnete ohne weiteres die Türe. „Da! Da hat der Zimmermann das Loch gemacht!“ Aber statt der höflichen Einladung Folge zu geben, überschüttete ihn jetzt der Armenpfleger mit einer Blütenlese von Schimpfworten, von denen „Geizhund“ und „ausgeschämter Trottel“ noch die anständigsten waren. „Die ich nicht weiß, sollen auch noch gelten!“ ergänzte er die Reihenfolge seiner Rojenamen. Der Götti seinerseits blieb ihm nichts schuldig, einer suchte den anderen zu überschreien, und ich fand es für gut, mich zur Base Räther in die Küche hinaus zu flüchten.

Der Schneider Wui.

Wie ich nachher aus dem Wäldi weg und in das Haus des Schneiders Enz gekommen bin, darauf weiß ich mich sonderbarerweise nicht mehr zu besinnen. Ich erinnere mich nur, daß mein Pflegevater in der ersten Zeit, und auch nachher, da ich schon zur Schule mußte, hin und wieder an einem schönen Sonntag mit mir durch den Wald hinauf zur Base Räther ging, worauf ich mich jedesmal zum Voraus freute. Und zwar nicht allein deshalb, weil die Base jeweils dem Schneider hinterriß für mich alle Taschen voll dürre Zwetschgen und Apfelschnitze zu steckte. Dieser Zuschuß zu der nicht gerade schmalen, aber sehr einseitigen Kost daheim war mir freilich hochwillkommen; doch es war noch etwas anderes, das mich ins Wäldi hinauf zog: manchmal, wenn der Götti nicht gleich in der Nähe war, nahm mich die Base an der Hand und führte mich in die Nebenkammer; dort setzte sie sich auf einen Stuhl, zog mich ganz nahe zu sich heran und sah mir lachend in die Augen. Sie wurde dann plötzlich ganz anders, als sie sonst war, viel beherzter und freudiger. Sie küßte und liebte mich, streichelte mir die Wangen und das Haar. Sie staunte, wie ich gewachsen sei und wie ich ganz ihres seligen Vaters, meines Großvaters Augen habe.

Einnmal sagte sie: „Wenn ich Dich nur behalten dürfte.“ Dabei lächelte sie und die Tränen rannen ihr über die Wangen. In der gleichen halben Stunde begleitete der Götti mich und den Schneider Enz vor die Haustüre. Er rief uns unverfroren nach: „So — das will ich Euch denn gesagt haben, Schneider: wenn ich den Würzel die halbe Zeit füttern muß, so will ich in Zukunft auch das halbe Kostgeld einziehen beim Pfleger. So schlau sind wir denn auch. Verstanden?“

Damit war es mit meinen Festtagen auf dem Wäldi für immer vorbei. „Am Charakter muß mich der nicht angreifen,“ sagte mein Pflegevater. „So ein Geizhund, so ein Hofnarr, der nie von der Stalltüre weggekommen ist! Mit dem sind wir hübsch fertig. Wui!“

Der Schneider Enz wohnte zwar im Unterdorf, sein wind-schiefes Häuschen steht noch heute wie ein Silberuf mitten unter behäbigen Bauernhöfen. Aber als geborener Oberdörfler mußte er natürlich seine Idee haben, und diese bestand darin, daß er in beständiger Furcht schwebte, irgend ein heimlicher Feind trage sich mit dem freventlichen Vorhaben, ihm seine Modellsammlung zu stehlen.

Er hatte nämlich von seinen langjährigen Wanderungen, die ihn bis nach Paris und Wien geführt, eine große Kiste mit alten Garderobestücken aus aller Herren Ländern mit heimgebracht. Seltsam geformte Fräcke mit lächerlich hohen steifen Kragen, geschlichte Wämser, rote Kniehosen, ein ganzer wunderlicher Kram hing in einem großen alten Kasten in der hinteren Kammer. Das war seine Modellsammlung. „Ohne

Modelle müßte mein berufliches Uebergewicht bald in Frage kommen“, betonte er bei jeder Gelegenheit. „So gut wie ein Maler oder Bildhauer seine Modelle haben muß! Wui!“

Er behauptete, daß er in seiner Kleiderammlung gewissermaßen die Entwicklung der Menschheit verkörpert sehe. Und aus seinen Modellen könne er große Anregung schöpfen, an ihnen könne er sich gewissermaßen innerlich bereichern. Modejournale seien ein Dreck dagegen.

Von Zeit zu Zeit nahm er jedes einzelne Stück heraus, hing alles an den Wänden auf, besichtigte und musterte mit ernstem Anflug und nicht oft leise: „Wui!“ Dann ging er mit verschrankten Armen eine Weile auf und ab, als wäre er in außerordentlicher Gesellschaft. An solchen Tagen war Enz schweigsam und verschlossen.

Seinen Modellkasten hatte er mit einem Abjud von grünen Nuschalen wunderbar bemalt. Das schwere alte Schloß, das leider nicht mehr einbaute, hütete aber die Schätze nicht genügend, zur Vorsicht war das Kammerfenster inwendig mit einigen quer darüber genagelten Lattenstücken gesperrt, was freilich eine Lüftung des Raumes fast unmöglich machte, indem hierfür nur noch die Türe in Betracht kam.

Diese Türe war vollständig diebstahlsicher, wie Enz sagte. Jedoch hatte seine Frau die üble Gewohnheit, den Schlüssel hin und wieder stecken zu lassen, statt ihn pflichtgemäß unterm Raubsack in der Stubenkammer zu verbergen. Das beschwor manchen schweren Kampf zwischen den Ehegatten herauf; denn so gutmütig Enz sonst war, bezüglich dieses Schlüssels gab es keine Entschuldigung.

„Weiß! Person! Miß! Du willst mich ruinieren!“ schrie er, wenn er heimkam und vom Hausgang aus den Schlüssel droben stecken sah. Er nannte sie sonst immer „Scholiette“, nur im höchsten Zorn konnte er sich soweit vergessen, Miß zu jagen.

Manchmal versuchte sie, ihn zu beschwichtigen, aber da kam sie böß an.

„Wenn ich die Modelle verliere, ist's Feierabend. Mit diesen allein bin ich dem Puschler, dem Herrenschneider über! Und allen Konkurrenten! Schon wegen der Anregung! — Und sie lauern darauf! Ich weiß alles: sie lauern darauf!“

Einnmal wagte Frau Scholiette zu lächeln. „Wegen dem Gekump so eine Komedi zu machen!“

Da packte er sie an der Schulter und sah sie mit einem fürchterlichen Blick an, konnte aber nichts herausbringen als: „Person! — Person!“

Dann rannte er die Stiege hinauf und in die Kammer, um sich zu überzeugen, daß alles unberührt sei. Nachher schloß er die Türe ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. Noch oben stehend, redete er mit eindringlicher Gebärde auf die Frau ein:

„Versprich mir, das nicht mehr zu tun! Versprich mir's!“

Sie gab keine Antwort, sondern ging unwillig in die Küche hinein. Da polterete er herab und lief ihr nach.

„Scholiette“, sagte er bittend, fast weinerlich, „wenn mir die Modelle wegkommen, gib's ein Unglück!“

Darauf lief er fort und kam erst am folgenden Mittag heim. Er brachte ein kleines Holzstäfelchen mit, auf welches mit schwarzen Buchstaben die Worte: „Zur Wacht“ hingemalt waren. Das nagelte er über der Haustüre fest. „Ja, auf der Wacht will ich sein! Wui!“ brummelte er dabei. Er war etwas betrunken.

Von diesem Tage an hing auch eine alte Reiterpistole über dem zweischläfrigen Bett in der Stubenkammer. „Nähr mir die nicht an!“ warnte er mich oft, wenn ich verstoßen nach der schönen Waffe hinüberschießte. „Die ist für alle Fälle!“ —

Gideon, der Maler.

Der Schneider „Wui“ hatte sich aber mit der Zeit zu dieser einen Idee noch eine zweite zugelegt, und die war ich. Sobald es sich in den ersten Schuljahren zeigte, daß ich am Zeichnen Freude hatte und einige Geschicklichkeit darin an den Tag legte, sah der Sporren fertig in seinem Kopf: Ich war zum Maler geboren!

Ja, ein Maler steckte in mir, das stand unumstößlich fest. Nicht ein Musikreicher etwa, der bloß Gartenhäge und Scheunen-

lore überschmieren könne: nein, ein richtiger berühmter Kunstmaler! Das „berühmt“ ließ er nie weg, denn er behauptete hartnäckig, erst der Ruhm mache den wirklichen, wahrhaftigen Kunstmaler aus, nur wenn er berühmt sei, könne er seine Bilder, auch die schlechtesten, teuer verkaufen und ein Herr werden.

In seinem Modellkasten bewahrte er neben den anderen Wertstücken ein in viele Umschläge eingehülltes Buch auf, das „Malerbuch“.

Ich bekam es lange nicht in die Hände, auch dann nicht, als ich zur Rot lesen konnte. Aber der Schneider belehrte mich, so oft er mich das Buch wie ein Heiligtum sehen ließ; daß es die Geschichte eines armen Tagelöhnerbuben enthalte, der es nach schweren Kämpfen zu einem berühmten Kunstmaler gebracht habe. Ein solcher Kunstmaler werde auch ich später sein, so gewiß, als er mein Talent entdeckt habe.

Er erzählte jedem Bauern davon, während er das Maß zu einer Hose oder Weste nahm, und konnte dabei so eifrig werden, daß er mitunter die Zahlen unrichtig eintrug. Manchmal, besonders wenn einer seiner besseren Kunden — sein Ehrgeiz zog hierin sehr genaue Grenzen — in der Stube war, hielt der mit untergeschlagenen Beinen auf dem Nähtisch Sitzende plötzlich mit der Arbeit inne, bewegte den großen, beinahe kahlen Schädel ein paar Mal wichtig auf und ab und fing dann mit warmer Ueberzeugung zu reden an, wobei sein dünner Vordarm einen kleinen Tanz aufführte:

„Ja, ja! Der Bub hat Talent! Wenn ich das sage, so ist's genug. Und ich, der JakobENZ, betrachte es als meine Lebensaufgabe, dieses Talent zu pflegen, ich werde alles daran setzen, den Gideon in eine Malkschule zu tun! Weil“

(Fortsetzung folgt.)

Die große, weiße Stille.

Novelle aus dem Goldgräberleben in Mondhyle von Jack London.

„Carmen macht es keine zwei Tage mehr.“

Mit diesen Worten spudte Mason ein Stückchen Eis aus und sah das Tier betäubt an. Dann führte er eine Pfote des Hundes an den Mund und begann mit seinen Zähnen das Eis zwischen den Behen wegzubrechen.

„Noch nie habe ich einen Hund mit einem hochtrabenden Opernnamen gefannt, der auch nur einen roten Heller wert gewesen wäre,“ sagte er, indem er seine Arbeit beendete und dann das Tier beiseite stieß. „Hat man hingegen jemals einen ungeratenen Hund gesehen mit einem vernünftigen Namen wie Cassiar, Sitwash oder Husli? Da, seht nur den Shookum an! Das ist einer . . .“

Das abgemagerte Tier tat einen Satz und berührte fast Masons Hals mit seinen scharfen Zähnen.

„Ah, willst du beißen, sag?“

Ein geschickter Schlag mit dem Peitschenstiel traf das Tier hinterm Ohr und streckte es zitternd in den Schnee.

„Seht den Shookum an“, sagte ich. „Der ist kräftig. Nur, ich wette, noch bevor die Woche zu Ende geht, hat er Carmen aufgefressen!“

„Ich wette das Gegenteil“, erwiderte Malemut Kid, indem er das Boot umwendete, das zum Auftauen vor dem Feuer lag. „Ich wette, wir essen Shookum noch auf, bevor unsere Reise zu Ende ist. Was hältst Du davon, Ruth?“

Die junge Indianerin war damit beschäftigt, den Kaffee zum Sagen zu bringen, indem sie ein Stück Eis hinein warf. Ihr Blick glitt von Malemut Kid zu ihrem Manne und dann zu den Hunden, doch sie antwortete nicht auf Kids Frage. Es war so handgreiflich, daß es besser war, nichts zu sagen. Die Aufgabe, zweihundert Meilen auf dem Schnee zurückzulegen, wo sie sich einen Weg bahnen mußten, und nur noch für sechs Tage längliche Nahrung für sich, für die Hunde gar keine — da blieb ihnen keine andere Wahl. Die beiden Männer und die Frau setzten sich um das Feuer und begannen ihre arbeitsame Mahlzeit. Sie hielten Mittagstrost. Daher auch blieben die Hunde angehängt und verfolgten mit neidischen Blicken jeden Bissen, den ihre Herren zum Munde führten.

„So lange es Tag ist, gibt es jetzt nichts mehr zu essen“, erklärte Malemut Kid. „Dies ist die letzte Mahlzeit. Wir müssen die Hunde gut bewachen, sie werden böse.“

„Und wenn ich bedenke, daß ich einmal Präsident in Epworth war und in der Sonntagsschule Unterricht gab . . .!“

Nachdem ihm diese Worte entschlüpfen waren, die in gar keinem Zusammenhang mit der Gegenwart standen, versank Mason in träumerische Betrachtung seiner dampfenden Nofassins.

„Gott sei Dank haben wir reichlich Tee. Ach, ich habe ihn wachsen sehen, da unten am Temesse. Was gäbe ich in diesem Augenblick nicht darum, wenn ich ein wenig gerösteten Mais hätte! Gleichviel, Ruth, lange wirst Du nicht mehr zu hungern brauchen.“

Bei diesen Worten schwand die Traurigkeit der Frau und mit einem langen, liebevollen Blick ruhten ihre Augen auf ihrem Herrn

und Gebieter — dem ersten weißen Menschen, den sie gesehen — der erste Mann, den sie ein Weiß ein wenig besser behandeln sah als ein Lasttier.

„Ja, Ruth,“ fuhr ihr Mann fort in ihrem Dialekt, in dem sie sich nur verständigen konnten. „Warte nur, bis ich meine Geschäfte besorgt habe, dann reisen wir in ein schönes Land. Wir nehmen den Raßn des weißen Mannes und fahren zum Salzsee. Man reist zehn, zwanzig, vierzig Tage — komischer Weise zählt er die Tage an den Fingern ab — und die ganze Zeit Wasser, böses Wasser. Dann gelangt man zu einem großen Dorfe. Viele Leute, und ganz hohe Bigwams, höher als zehn, zwanzig Fichten. Haha!“

Er hielt inne, als fände er keine Worte mehr, warf einen stehenden Blick auf Malemut Kid, und in stummer Sprache tat er, als pflanze er mit großer Mühe etwa zwanzig Fichten auf, ein Ende ans andere. Malemut lächelte in fröhlicher Ungläubigkeit, doch Ruth machte große Augen vor Verwunderung und Freude.

„Und dann steigst Du in einen . . . Kasten, und hums! fährst Du los. Und schrummy bist Du auch schon am Ziel. Oh, große Gelehrte sind das! Du gehst nach Fort Yulon, ich nach Arctic City — zwanzig Tagereisen auseinander — überall Stride. Ich nehme ihn, den Strid, und sage: „Hallo, Ruth, wie geht's?“ Und Du fragst: „Ist denn das mein lieber Mann?“ Ich antworte: „Ja!“

Ruth lächelte bei diesem Märchen mit so harmloser Miene, daß die beiden Männer aus vollem Herzen auflachten. Ein Streit der Hunde entriß sie in diesem Moment den Träumen von den Wundern ihrer zukünftigen Heimat, und als es gelungen war, die bissigen Kämpfer zu trennen, hatte Ruth die Riemen der Schlitten angesehnallt und alles war zur Abfahrt bereit.

Mason gebrauchte kräftig die Peitsche, und da die Hunde kläglich im Gehärr heulten, schob er den Schlitten an mit Hilfe einer langen Stange, die zum Lenken des Fahrzeuges diente. Ruth folgte mit dem zweiten Schlitten, während Malemut Kid, der ihr beim Abfahren geholfen, mit dem dritten die Nachhut bildete. Obgleich dieser ein wahrer Unmenschen und stark genug war, um einen Däsen mit einem einzigen Schläge niederzustrecken, konnte er doch nicht vertragen, daß man die armen Hunde schlug und gab ihren Launen nach mit einer Bereitwilligkeit, die sich bei einem Schlittensführer höchst selten findet. Ja noch mehr, er weinte fast mit ihnen, wenn sie leiden mußten.

„Los, vorwärts, arme Tiere, wenn euch auch die Füße weh tun!“ sprach er.

Jetzt war es nicht mehr möglich, zu plaudern. Sich einen Weg durch den Schnee bahnen, ist eine harte Arbeit, die nicht die geringste Ablenkung duldet, und von allen Mühsalen ist es die schwerste, sich auf der Straße in Northland (in Alaska, nördlich des flusses Yulon) vorwärts zu arbeiten.

Bei jedem Schritt sinken die großen, breiten Schuhe bis zum Anie in den Schnee ein. Man muß dann die Beine gerade in die Höhe bis zur Oberfläche ziehen — ein einfaches Zittern kann ein Unglück herbeiführen — und dann einen Schritt vorwärts tun. Dann muß das andere sich einen halben Meter senkrecht heben und so fort.

Der Nachmittag berging in einem beängstigenden Gefühl, das diese große, weiße Stille hervorrief. Ohne auch nur ein Wort zu reden, setzten die Wanderer ihren mühsamen Marsch fort. Die Natur hat tausend Mittel, um den Menschen daran zu mahnen, daß er sterblich ist, und es ihm fest einzuprägen — die ewige Ebbe und Flut des Meeres, das Toben der Stürme, Erdbeben und Donnerrollen — aber das Wunderbarste, das Ueberwältigendste ist doch diese regungslose Ruhe der großen, weißen Stille. Jede Bewegung hört auf. Der Himmel wird hell und nimmt kupferfarbene Töne an. Der geringste Laut erscheint wie eine Entheiligung. Da wird der Mensch schüchtern — der Klang seiner eigenen Stimme erschreckt ihn. Der einzige Lebensfunke mitten in den furchtbaren Weiten einer toten Welt, zittert er vor seiner Kühnheit und erkennt, daß sein Leben nur das eines Erdwurmes ist, und weiter nichts. Seltsame Gedanken steigen in seinem Geiste auf, und das Mysterium aller Dinge bedrückt ihn.

So berging der Tag. Der Fluß beschrieb einen großen Bogen, und Mason lenkte seinen Schlitten auf dem kürzesten Wege über eine schmale Landzunge. Allein die Hunde konnten die hohe Böschung nicht hinauf, vor der sie nun standen. Ruth und Malemut Kid schoben den Schlitten, doch vergeblich — die Hunde glitten immer wieder zurück. Endlich vereinten sie alle ihre Kräfte — von Hunger erschöpft, machten die armen Tiere eine äußerste Anstrengung und brachten den Schlitten mühsam hinauf. Zum Unglück wendete der führende Hund an der Spitze sich nach rechts und zwang so die folgenden in die gleiche Richtung, so daß der Schlitten Masons Schneeschuhe anfuhr und sie zerbrach. Das hatte schlimme Folgen — Mason verlor das Gleichgewicht, einer der Hunde schlug hin, und der Schlitten kollerte den Abhang hinunter und riß alles mit sich fort.

Die Peitsche traf die Hunde grausam, und besonders den, der gefallen war.

„Galt ein, Mason!“ bot Malemut Kid in stehendem Tone. „Das arme Tier kann sich ja kaum auf den Beinen halten. Warte, wir nehmen mein Gespann.“

So lange sein Gefährte sprach, hielt Mason ein. Dann aber sank die Peitsche von neuem durch die Luft und traf den Hund abermals. Carmen — denn sie war es — sank in den Schnee, begann zu jammern und legte sich auf die Seite.

Das war ein tragischer Moment, ein trauriger Zwischenfall auf dieser Reise. Ein Hund, der starb, und seine beiden Kameraden löse. Fürsorglich schweifte Ruths Blick von einem zum andern. Malemut Aid hielt sich zurück, obgleich seine Augen vorwurfsvoll blickten, beugte sich zu dem Hunde und schnitt die Riemen durch, die ihn festhielten. Kein Wort unterbrach die Stille. Es wurde vorgeplant, und als die Steigung überwunden war, setzten sich die Schlitten wieder in Bewegung, während das sterbende Tier sich hinterher schleppte, so gut es konnte.

Obwohl er seinen Jähorn schon bereute, war Mason doch zu eigensinnig, um es wieder gut zu machen oder sich wenigstens zu entschuldigen. Er bog sich an die Spitze des Juges, ohne zu ahnen, daß eine große Gefahr in der Luft schwebte. In dem tiefen, geschüpften Gelände, das sie nun durchquerten, standen viele mächtige Bäume, zwischen denen sie sich mit großer Mühe einen Weg bahnen mußten. Fünzig Fuß von der Landstraße entfernt reichte sich eine riesige Fichte zum Himmel. Seit Generationen stand sie da. Und in all diesen langen Jahren hatte das Schicksal sie für einen ganz bestimmten Zweck vorgesehen — vielleicht hatte es gar Masons Geschick schon beschlossen. . . .

Gerade bückte er sich, um den Riemen eines seiner Molassinis anzuziehen, der sich lösen wollte. Die Schlitten machten daher eine Pause, und die Hunde legten sich still in den Schnee.

Eine ergreifende Stille herrschte ringsumher. Kein Hauch glitt durch die frosterstarrten Wälder. Wie Seufzen hallte es in den Lüften. Sie empfanden es mehr, als daß sie es hörten. Es war wie der Vorbote einer Bewegung, in dieser Bewegungslosigkeit, in dieser Leere.

Und da spielte der mächtige, von der Last der Jahre und des Schnees beschwerte Baum seine Rolle im Drama des Lebens. Als er das unheimliche, verhängnisvolle Krachen vernahm, wollte Mason sich aufrichten. Allein es war schon zu spät — fast im Stehen traf ihn der furchtbare Schlag auf die Schulter.

Wie oft hatte Malemut Aid plötzlich vor einer Gefahr, jäh vor dem Tode gestanden! Daher auch bebten die Nadeln noch, als er schon aufrecht da stand, Befehle erteilte und handelte. Die junge Indianerin fiel nicht in Ohnmacht und ließ sich auch nicht zu zwecklosem Schreien hinreißen, wie viele ihrer weißen Schwestern in einem solchen Falle getan hätten. Doch auf Befehl des Malemut Aid hob sie mit allen Kräften am äußersten Ende des Baumes, um den jermalmenden Druck des gestürzten Baumes zu mindern, und hörte auf das Stöhnen ihres Mannes, während Malemut Aid den Stamm mit seinem Beil angriff.

(Schluß folgt.)

Henry van de Velde und das moderne Kunstgewerbe.

Von Paul Westheim.

Es scheint fast, als mühte man dem deutschen Publikum den Mann erst wieder vorzustellen, dessen 50. Geburtstag jetzt von ihm gefeiert werden soll. In der ganz großen Öffentlichkeit scheint er nicht mehr zu stehen, und wenn die Renommiernamen der neuen deutschen Kunstgewerbebewegung genannt werden, dann ist gewöhnlich der van de Velde nicht darunter.

Wieso das? Vor zehn und fünfzehn Jahren, damals als die Gewerbe reform in Deutschland einsetzte, stand doch gerade dieser Name im Mittelpunkt all der leidenschaftlich geführten Diskussionen. Kein anderer ist wie er beschimpft, verhöhnt und verlacht worden. Und das aus keinem anderen Grunde, als weil er damals schon ein paar Kunstgewerbemagazine predigte, die heute als Selbstverständlichkeiten dem jüngsten Kunstgewerbeshüler geläufig sind. Oder sind wir uns etwa nicht alle darüber einig, daß ein Zweckgerät so gebaut sein soll, daß es seinen Zweck aufs beste erfüllt, daß es eben seine Schönheit durch die Herausarbeitung dieser Zweckbestimmung erhält? Haben unsere Sinne nicht gelernt, daß auch die Stoffe eine Seele haben und daß es Aufgabe des Handwerkers ist, durch die richtige, die materialgerechte Bearbeitung diese innere Schönheit der Stoffe zu enthüllen? Ist es nicht eine Gassenweisheit, daß auch die Maschine einer künstlerischen Produktion fähig sei? Wenn man heute wieder einmal die „Laienpredigten“ durchläßt, dann ist man fast erstaunt, wie Maximen, die uns so selbstverständlich eingegeben, damals Sturm und Aufruhr erregen konnten. Das Apostolische und Revolutionäre an diesen Predigten wird uns erst begreiflich, wenn wir auf einen Augenblick an den Ratartpfunder zurückdenken, der damals das deutsche Heim erfüllte.

In den letzten Jahren scheint es ein bißchen in Vergessenheit geraten zu sein, daß der Anstoß dazu, daß dieser Plunder aus unseren Häusern weggeführt wurde, von diesem Belgier ausgegangen ist. Er hat die Lehren der Morris und Ruskin zu uns nach Deutschland herübergebracht, er hat durch seine Bedruse in den 90er Jahren die ersten Malerarchitekten aus ihren Ateliers herausgelockt und zuerst eine Intellektuellensicht ausgerüttelt zum Kampf gegen eine architektonische und kunstgewerbliche Phrasologie, die mit dem frischen Geist unserer Zeit so gar, gar nichts zu tun hatte. In der kleinen Schrift von der „Renaissance im Kunstgewerbe“ schildert er,

wie sich das alles entwickelt hat, wie in Belgien die kleine Malergruppe der XX. auf die englischen Reformbestrebungen aufmerksam wurde, wie Serurier-Booth, Finch, Lemmen, er und andere nach jenem „Prinzip einer vernunftgemäßen Schönheit“ zu schaffen begannen. Da ist auch der Punkt aufgezeigt, wo wir über Morris und Ruskin hinauswachsen mußten. Trübsen von der Erhabenheit der Gotik, schwärmten sie von der Vergangenheit und träumten von einer Zukunft, in der es keine Industrie, keine Maschinen- und Massenarbeit mehr geben würde. Sie sehnten sich nach dem Handwerksmann der alten Zeit zurück und haßten die Maschine, die Fabrik, mit einem Wort die Gegenwart. Van de Velde wollte es nicht in den Sinn, daß man, um wieder zu künstlerischen Gewerbeleistungen zu gelangen, sich außerhalb der Gegenwart zu stellen hätte. Er war auch zu sehr Sozialist, um eine Gewerbe reform zu erstreben, die nur auf eine ganz dünne Oberschicht beschränkt bleiben mußte. „Es wurde meine aufrichtige Absicht“, besenkt er, „durch mein Werk auf eine große Anzahl von Menschen zu wirken, und hierdurch wurde ich auf industrielle Verfahren hingewiesen. Ich gewann die Ueberzeugung, daß ein Mensch um so mehr gälte, auf je mehr Menschen er wirkte. Mein Geist fand es wahrhaft unmoralisch noch ferner Werke herzustellen, die nur in einem einzigen Exemplar vorhanden sein konnten.“ Gedankengänge, die in der Folge zu dem führen sollten, was wir Maschinenkunst und weiterhin Qualitätsproduktion genannt haben.

Es ist nur zu begreiflich, daß die große Menge seinem Schaffen vom Anfang an bis jetzt kühl und zurückhaltend gegenübergestanden hat. Er war gänzlich frei von allen spielerischen Sentimentalitäten, denen die Modernen der Modernen scheinbar doch nicht ganz entraten möchten. Er hatte gar nichts mehr vom gefälligen Dekorateur an sich und war bis zum Kern Künstler. Mit der klaren und bestimmten Logik des Ingenieurs schuf er Häuser und Hausgerät. Wie die Automobile, die Luftschiffe, die Maschinen, deren Schönheit er nicht weniger bewunderte als die Akropolis, schuf er Dinge, in denen eine Funktion ganz Form und ganz große Form geworden war. Jede Kurve war herausgeboren aus einer innerlichen Notwendigkeit, und jede Linie war eine Kraft. Die Kraft einer genialen Persönlichkeit. Wie ein Dichter suchte er seine Zuhörer mitzureißen zu der uralten Erkenntnis von der in jeder Linie lebendig wirkenden Ausdruckskraft. Mit keinem anderen Erfolge, als daß die Ohnmacht sich der Linie bemächtigte, als daß ein vielgeschäftiges Trabantengeschlecht der Welt weißzumachen suchte, das Wesen des neuen Kunstgewerbes sei eine schauerliche Segeffionslinie. Man kann es begreifen, daß einen Mann wie van de Velde der Stel paden mußte vor einer Unfähigkeit, die sich auf ihn als einen Führer zu berufen wagte. Als der Großherzog von Weimar ihm die Leitung einer Kunstgewerbeschule in der Goethestadt übertrug, da folgte er diesem Ruf, der für ihn gewiß ehrenvoll war, der ihn aber doch ausschalten mußte von den ganz großen, ganz lebendigen Aufgaben der Zeit, die da gestellt werden, wo aufstrebende Industrien ihre gigantischen Taten vollbringen.

Die ganze Entwicklung, die das moderne Kunstgewerbe gerade in Deutschland genommen hat, jene Durchgeistigung unserer gesamten Produktion, ist scheinbar die beste Bestätigung dieses idealistischen Vorkämpfers. Scheinbar. Was er aus unseren Gewerben ausgefegt haben wollte, ist ja zum größten Teil aus der Produktion getilgt. Von dem wirklich modernen, wirklich aus der Zeit herausgebornen, durch und durch qualitativen Kunstgewerbe sind wir in unseren Tagen, da fast allenthalben mit unzulänglichem Können das Wiedermeier und das schlechte Rokoko der 80er Jahre nachgeahmt werde, weiter denn je entfernt. Van de Velde hat wiederholt dagegen Protest eingelegt, daß das die Erfüllung der von Ruskin und Morris gegebenen Lehren sein könnte. Zweifellos ist es unsere Pflicht, diese großen Ideen rein zu erhalten gegenüber einem ebenso ohnmächtigen wie geschäftigen Effektilerum. Für diese Ideen wird die Zeit sicherlich noch kommen. Eine neue, eine tatendürftige Jugend wird sich ihnen verschreiben und Van de Velde wird dann Antriebs- und Anführer sein.

Kleines feuilleton.

Astronomisches.

Was wird aus dem Sternenlicht? Von der Energie, die den unzähligen Sonnen des Weltalls entstrahlt, geht der größte Teil in den Weltraum hinein verloren, oder er kommt wenigstens nicht dadurch zur Geltung, daß er auf einen anderen Himmelskörper austrifft. Wenn wir aber sehen, welche unermessliche Bedeutung der kleine Teil der Sonnenstrahlen, den die Erde empfängt, auf ihrer Oberfläche hervorbringt, so wird die Vorstellung, daß alle übrigen Sonnenstrahlen wirkungslos verschwendet werden sollten, nur erschütternd oder fast Lügen gestraft. Nun ist die Sonne weder der einzigste, noch der größte Stern, der fast unermessliche Mengen von Energie nach allen Seiten in den Raum hinaus schleudert, und daher erscheint die Frage durchaus berechtigt, was aus dieser Energie eigentlich wird. Daß sie nicht verloren geht, mühte man schon aus dem physikalischen Gesetz von der Erhaltung der Kraft schließen. Es ist auch undenkbar, daß es geschieht, wenn sie andererseits die ganze Fülle von Bewegungen und Lebenserscheinungen auf der Erdoberfläche erzeugt und unterhält. Pro-

Professor Werh, der jene wichtige Frage in der „Popular Science Monthly“ erörtert, kommt zu dem Schluß, daß der Äther, der mutmaßlich den Weltraum erfüllt, allein die Fähigkeit besitzt, die Lichtenergie der Sonnen in sich aufzuspeichern. Damit aber wäre das Mätl nicht gelöst, da dieser Vorgang nicht bis ins Unendliche weiter gehen könnte, und deshalb nimmt Professor Werh weiter an, daß diese Auffangung des Lichts durch den Äther der eigentliche Kern ist, aus dem die Geburt des Stoffs hervorgeht. Auf diesem Wege würde aus dem Äther allmählich ein stofflicher Staub gebildet werden, in dem die Keime künftiger Welten zu sehen sind. Vielleicht ist dieser Vorgang der Stoffbildung in der Umwerfheit der Natur die Umkehr zur Stoffzerlegung, wie sie durch die Radiumforschung an den strahlenden Elementen nachgewiesen worden ist. Damit wäre ein Kreis geschlossen, der in der Tat die ganze stoffliche Welt umfaßt, indem zum erstenmal ein Einblick in das Werden und Vergehen des Stoffs eröffnet wird. Leider sieht diese Erkenntnis noch auf schwachen Füßen, weil sie mit der Annahme des Weltäthers steht und fällt, für dessen Vorhandensein es sichere Beweise vorläufig nicht gibt.

Medizinisches.

Das Wesen der Angstzustände. Die Neigung zur Angst ist bei den einzelnen Personen ganz verschieden und hängt wesentlich von einer Veranlagung ab. Der persönliche Wille kann allerdings viel dazu tun, diese Neigung zu unterdrücken, aber der Selbstbeherrschung sind auch auf diesem Gebiet bestimmte Grenzen gezogen, und es ist auch nicht jedem gegeben, erfolgreich dagegen anzukämpfen. Es geht damit ähnlich, wie mit dem überhaupt verwandten Schwindelgefühl. Goethe vermochte sich davon völlig freizumachen, indem er in Straßburg täglich den Münterturm bis zur äußersten erreichbaren Höhe erröte und sich dort auf einen frei hinausragenden Vorsprung stellte. Ebenso bezwang er völlig seinen fürchterlichen Widerwillen vor dem Anblick anatomischer Präparate und gelangte überhaupt dazu, daß er später nicht einmal mehr auf absichtlichem Wege ein Gefühl der Furcht bei sich hervorzurufen vermochte. Leider werden sich die meisten Leute außerstande sehen, dies Beispiel nachzuahmen, und es ist auch schwer, jemand einen Vorwurf daraus zu machen, abgesehen der Feigling stets unter dem Druck einer Verachtung gestanden hat. Eine Verantwortlichkeit kann selbstverständlich gar nicht in Frage kommen, wo die Neigung zur Angst geradezu mit einem krankhaften Zustand in Beziehung steht. Dr. Kahane bespricht in der Wiener klinischen Wochenschrift eine Reihe von Krankheitsbildern, deren eigentlicher Mittelpunkt das Angstgefühl ist, so daß die begleitenden körperlichen Erscheinungen als dessen Folgen gedeutet werden müssen. Es gibt ja kaum einen Seelenzustand, der sich äußerlich so stark ausprägt wie die Angst. Der ganze Säftekreislauf ist gestört, infolgedessen auch die Ausscheidung der Drüsen und die Verdauungstätigkeit, ebenso die Spannung der Muskeln. Daher tritt eine auffällige Blässe ein, oft verbunden mit dem Ausbruch von kaltem Schweiß. Das Herz schlägt heftig und unregelmäßig, und die Glieder zittern und schlattern. Der Atem geht gepreßt.

Wenn eine tatsächliche Begebenheit die Angst hervorruft und bis zu solchem Grade steigert, so wird diese Folge wenigstens als natürlich verstanden werden können, und die Angst ist nicht einmal als unedel zu bezeichnen, sofern sie sich nicht auf das eigene Ich, sondern auf die Gefährdung eines Mitmenschen richtet. Auch dann ist sie freilich das Angehen eines minderwertigen Menschen, weil sie das Gegenteil der Tatkraft ist, auf die es gerade in solchen Tagen mehr als sonst anzukommen pflegt. Wird die Angst aber durch eine Seelenverfassung erzeugt, für die eine vernünftige Begründung nicht gegeben werden kann, so berührt sich der Zustand schon immer mit einem krankhaften Vorgang und verlangt dann nach besonderer Behandlung. Diese ist um so schwieriger, als die meisten Leute ihre Angst nach Möglichkeit zu verbergen suchen, wäre es auch nur aus Eitelkeit oder aus Besorgnis, ihrer Würde oder Stellung zu schaden. Außerdem vertuschen sich freilich auch manche „Angstmenchen“ aus angeborener Veranlagung hinter der Versicherung, daß die äußeren Merkmale, durch die sich ihre Angst verrät, auf krankhaften Erscheinungen anderer Art beruhen. Schließlich ist das seelische Moment bei diesen Vorgängen ausschlaggebend, und von diesem Gesichtspunkt will auch Dr. Kahane das Angstgefühl, das er mit dem Fremdwort Phobohymie bezeichnet, betrachtet wissen. Oft ist ein Zusammenhang mit den Begriffen der Hysterie und der Neurasthenie gegeben. Die Angst zeichnet sich dadurch aus, daß sie in eigentlichen Anfällen auftritt wie die Epilepsie. Manche Leute haben sogar, wie es auch bei dieser Krankheit der Fall ist, ein Vorgefühl des Anfalls, also eine Angst vor der Angst. Es gibt eine Reihe besonderer Formen der Angst, die weit verbreitet und allgemein bekannt sind. Am häufigsten unter ihnen ist die sogenannte *Blasangst*. Damit verwandt ist die Verknüpfung der Angst mit einer bestimmten Umgebung und gewissen Gegenständen. Dr. Kahane spricht in dieser Beziehung von einem „Angstfeld“. Um die Angst zu überwinden, greift der Mensch zu den merkwürdigsten Mitteln, durch die er sich zunächst vielleicht absichtlich zu betäuben versucht, bis sie für ihn zu zwangsläufigen Gewohnheiten geworden sind. Er klammert sich dann zuweilen an einen „Sicherheitsfelsen“ an, der ihn vor der Angst erretten soll. Die Heilung kann selbstverständlich auch nur auf psychischem Gebiet gesucht werden, und zwar mehr in ärztlicher Erziehung, die am

besten durch ein freundschaftliches Verhältnis gefördert wird, als durch eine rohe Suggestion.

Technisches.

Petroleumbeleuchtung und Dieselmotor. Der dem Reichstag vorgelegte Gesetzentwurf über das Petroleummonopol, der die Einfuhr und die Herstellung von Mineralölen, die zum Brennen in Lampen geeignet sind (Leuchtöle), sowie den Großhandel damit ausschließlich dem Reich zuweisen will, hat die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf unsere gute alte Petroleumlampe gelenkt. Eigentlich verdient die Petroleumlampe das Beiwort „alt“ nicht. Denn erst seit etwas mehr als 60 Jahren, seitdem vom Amerikaner Drake in Pennsylvania Erdöl in reicher Menge erbohrt wurde, begann diese Beleuchtung ihren Siegeszug. Aus dem dem Vorkerohrenden Erdölen wird eine ganze Reihe leichter, mittlerer und Schweröle gewonnen, von denen wohl am bekanntesten das Benzin, das Ligroin und schließlich das Petroleum sind. Von den übrigen Produkten, die aus dem Erdöl gewonnen werden, ist noch das Paraffin und Kerosin am bemerkenswertesten, die beim einfachen Abkühlen der schwereren Öle entstehen. Man ist ziemlich rasch zu technisch guten Petroleumlampen gekommen. Der wichtigste Teil jeder Petroleumlampe ist neben dem Brenner der Lampenzylinder, dessen Wirkbarkeit schon im 15. Jahrhundert der große Techniker und Künstler Leonardo da Vinci erkannte, dessen praktische Verwendung aber ein Pariser — Apotheker einführte. Der Zylinder dient dazu, um durch die Saugwirkung der erwärmten Luft immer frische sauerstoffreiche Luft von außen der Flamme zuzuführen und durch Verbrennung des reichhaltigen Kohlenstoffes dafür zu sorgen, daß die Flamme nicht bläut.

Die Petroleumlampe wird noch heute ohne weiteres als die Lampe des „kleinen Mannes“ betrachtet, als die billigste Leuchtquelle. Wie aber schon öfter von herabseher Seite nachgewiesen, ist das ein Irrtum. Wir haben eine Beleuchtung, die im Betriebe billiger ist: die elektrische Beleuchtung, die man bisher nur als teure Luxusbeleuchtung anzusehen gewohnt war.

Man hat jetzt in den modernen Metallstrahlampen Lichtquellen, die einen derartig niedrigen Energieverbrauch aufweisen (1 Watt pro Hefnerkerze, d. i. Einheit der Lichtstärke), daß die elektrische Glühlampe die Petroleumlampe an Billigkeit weit übertrifft. Nimmt man einen Durchschnittspreis von 45 Pf. pro Kilowattstunde an, so kostet die Brennstunde bei einer 25kerzigen Glühlampe 1,37 Pf. Für die Petroleumlampe gleicher Lichtstärke stellen sich bei den üblichen Petroleumpreisen die Brennstunden auf 2,35 Pf., also um 70 Proz. höher. Dazu kommen noch die hygienischen Vorzüge des elektrischen Lichtes, das absolut keine Verschlechterung der Luft mit sich bringt und keine große Feuergefährlichkeit. Wieviel Unheil ist durch Streichholz und Petroleumlampe schon entstanden. Der Vorzug der Petroleumlampe ist hauptsächlich der, daß sie an keine teuren Leitungen angeschlossen zu werden braucht. Jede Petroleumlampe hat ihre eigene Zentralstation bei sich. Die elektrische Beleuchtung setzt eine Installation voraus, und diese ist teuer. Es gibt aber Elektrizitätswerke, die, um Stromabnehmer zu gewinnen, unter bestimmten günstigen Bedingungen Installationen auf eigene Rechnung ausführen und den Strom, ähnlich wie Gas, durch Münzzähler (Automaten) sich bezahlen lassen.

Durch das Petroleummonopol sollen nur Leuchtöle, nicht aber die sogenannten Treiböle, die für Kraftmaschinen Verwendung finden, getroffen werden. Die Motoren, die die leichteren Öle, Benzin, als Brennstoff benutzen, werden hauptsächlich als Automotoren verwendet. Für ortsfeste Anlagen kommen jedoch fast nur Petroleum- oder Naphthamotoren in Betracht, die heute mit Leistungen von mehreren tausend Pferdestärken gebaut werden. Die Entwicklung des *Petroleummotors* ist mit dem Namen *Dieselmotor* eng verknüpft, so daß heute die Worte Dieselmotor und Petroleummotor nahezu identisch sind, obwohl der Dieselmotor nicht mehr als 25 Jahre alt ist. Ursprünglich konnte der Dieselmotor nur von wenigen Firmen, die im Besitz der grundlegenden Patente waren, gebaut werden. Der beste Beweis für die Güte des Motors ist der, daß, nachdem vor einigen Jahren die Patente erloschen sind, alle Fabriken, die überhaupt Explosionsmotoren bauen, den Bau von Dieselmotoren aufgenommen haben. Das Wesentliche an der Arbeitsweise des Dieselmotors besteht darin, daß im Arbeitszylinder Luft angesaugt und bis auf 32–35 Atmosphären verdichtet und so auf eine Temperatur von 500–600 Grad gebracht wird. In diese Luft wird der Brennstoff eingeführt, der sich infolge der hohen Temperatur sofort im Zylinder entzündet und verbrennt. Der Vorzug des Dieselmotors besteht darin, daß sein thermischer Wirkungsgrad äußerst hoch ist. Während bei einer modernen Dampfmaschine — ganz abgesehen von den Verlusten in den Dampfketten — nur 12–14 Proz. der als Wärme zugeführten Energie als mechanische Leistung abgegeben wird, beträgt dieser Wert bei Dieselmotoren 30–33 Proz. Die weiteren Vorteile des Dieselmotors sind seine vollständige Rauch- und Geruchlosigkeit, die sofortige Betriebsbereitschaft und der geringere Kraftstoffverbrauch. Für kleine und mittlere Kraftstationen ist daher der Dieselmotor die beste Maschine. Für Großkraftwerke kommt aber nur die Dampfmaschine in Betracht. Auch für den Antrieb von Schiffswellen werden jetzt Dieselmotoren in großem Maßstabe ausprobiert.